

## Einleitung

Der vorliegende Band entstand aus den Beiträgen einer Tagung mit dem Titel "INDIEGEGENWART" am Ethnologischen Museum Berlin im April 2004. Sie hatte die heutige Situation der indigenen Bevölkerung des südamerikanischen Tieflands zum Thema sowie die vielfältigen Veränderungsprozesse, die indigene Gesellschaften in der Gegenwart durchlaufen.

Dabei wurden ein interdisziplinärer Ansatz gewählt und sowohl angehende als auch berufserfahrene Wissenschaftler eingeladen, um Gelegenheit zum Austausch und zu fruchtbaren Diskussionen zu geben. Der Wunsch der OrganisatorInnen, auch Vertreter der Indigenen einladen zu können, um sie selbst zu Wort kommen zu lassen, konnte aus finanziellen und organisatorischen Gründen leider nicht verwirklicht werden.

Bei der konzeptionellen Vorarbeit für die Tagung zeichneten sich zwei Aspekte ab, die den OrganisatorInnen besonders am Herzen lagen: einmal die aktive Rolle der indigenen Bevölkerung in den oben angesprochenen Veränderungsprozessen und zum Zweiten das nicht unproblematische Verhältnis zwischen der indigenen Bevölkerung und Wissenschaftlern, die sich in theoretischer oder praktischer Hinsicht in der Forschung oder der Entwicklungszusammenarbeit mit ihr befassen.

Lange Zeit wurden Veränderungsprozesse in indigenen Gesellschaften als in erster Linie von außen herbeigeführt dargestellt und ihre Mitglieder erschienen in vielen Publikationen als bloße Opfer, oder aber indigene Gesellschaften wurden geschildert, als hätten sie seit Ewigkeiten in einem quasi unberührten, archaischen Zustand verharrt und neuere Entwicklungen als störend ausgeblendet. Der zweite Fall ist heute glücklicherweise kaum noch anzutreffen, denn die Veränderungen sind zu offensichtlich und unbestreitbar. Die aktive und kreative Rolle jedoch, die indigene Akteure bei der Umgestaltung ihrer Gesellschaften spielen, wird in vielen Publikationen nach wie vor ausgeblendet. Dabei suchen Indigene in sehr unterschiedlicher Form, individuell ebenso wie kollektiv, nach Möglichkeiten, ihre Lebenssituation zu verändern und ihre Position in den jeweiligen Nationalgesellschaften zu verbessern. Sie eignen sich neues Wissen an, integrieren neue Elemente in ihre Kultur, verwenden Elemente der eigenen Kultur in bisher nicht gekannter Art und Weise und schaffen gänzlich neue Formen. Indigene Bewegungen sind in fast allen Ländern Südamerikas auf dem Vormarsch und klagen territoriale, politische oder kulturelle Rechte ein.

Es gibt von wissenschaftlicher Seite eine wachsende Beschäftigung mit dieser politischen Organisierung der indigenen Bevölkerung, die von größter Bedeutung für ihr Überleben und ihre immer noch ausstehende Anerkennung als gleichberechtigte und gleichwertige Bürger ihrer jeweiligen Staaten ist. Die OrganisatorInnen der Tagung hatten jedoch den Eindruck, dass eine Auseinandersetzung mit anderen Aspekten der

Veränderung z.B. auf ökonomischem oder kulturellem Gebiet, die diese auch als kreativen Prozess begreift und nach den ihr zugrunde liegenden Vorstellungen von der Zukunft, ihren Bedingungen und möglichen Aussichten fragen würde, zu wenig stattfindet.

Dafür sollte auf der Tagung Raum geschaffen werden. Sie sollte zu einer Diskussion darüber beitragen, was indigene Identität in der heutigen Situation und unter den gegebenen Bedingungen bedeutet und wie ihre Träger sich selbst als *indígenas* verstehen, repräsentieren und ihre Identität einsetzen: In welchen unterschiedlichen Situationen sind *indígenas* heute anzutreffen, welche Strategien haben sie im Umgang mit den sie umgebenden Gesellschaften entwickelt und welche Prozesse der kulturellen Aneignung und Umdeutung haben bei ihnen stattgefunden?

Hinter dem zweiten wichtigen thematischen Aspekt, dem Verhältnis zwischen Indigenen und Wissenschaftlern, stand auch der Wunsch der OrganisatorInnen der Tagung, sich über die eigene Rolle und Verantwortung in diesem Feld auseinanderzusetzen und klarer zu werden. Ein Nachdenken über dieses Verhältnis und seine Veränderung werden auch von einer selbstbewusster gewordenen indigenen Bevölkerung immer stärker eingefordert, die sich nicht mehr als "Objekt" einer an fremden Zielen orientierten Forschung oder als bloßer "Empfänger" von Hilfsprojekten behandeln lassen will. Dabei sind in vielen Fällen Missverständnisse und Konflikte programmiert. Wie also kann eine angemessene Repräsentation der indigenen Bevölkerung in wissenschaftlichen Arbeiten heutzutage aussehen, die die notwendigen Bemühungen indigener Gruppen um ihre Anerkennung und Emanzipation unterstützt, ohne dabei jedoch die gebotene kritische Distanz zu verlieren? Wie könnte ein gleichberechtigtes Verhältnis von "Forschern" und "Beforschten" oder eine zumindest annähernde Reziprozität hergestellt werden? Wie gehen wir mit Fragen des intellektuellen Eigentums um? Wie sieht es mit der immer wieder beschworenen Partizipation der Betroffenen bei der Entscheidungsfindung in Entwicklungsprojekten tatsächlich aus?

Das Konzept der Tagung wurde gut aufgenommen, und insgesamt gab es 23 Beiträge in Form von Vorträgen oder Filmen. Die in diesem Band versammelten 14 Artikel<sup>1</sup> wurden für die Veröffentlichung nach ihrem thematischen Bezug und entsprechend der in der Tagung vorgegebenen Themenblöcke in fünf Gruppen geordnet. Es beginnt mit dem problematischen Verhältnis zwischen den Interessen des Naturschutzes und denen indigener Völker, geht über die Beziehung zwischen WissenschaftlerInnen und Indigenen und das Thema indigener Rechte hin zu den Auswirkungen des

---

1 Leider sahen sich nicht alle auf der Tagung vertretenen ReferentInnen dazu in der Lage, eine schriftliche Version ihrer Vorträge einzureichen; dafür enthält der Band drei Beiträge von Autoren, die zwar auf die Tagung eingeladen waren, aber aus verschiedenen Gründen nicht teilnehmen konnten (Karin Naase, Peter Schröder und Niels George).

Kontakts indigener Gesellschaften mit ihren Nationalgesellschaften und schließt mit einem Beitrag über die Betrachtung und das Verständnis indigener Kunst.

**Wolfgang Kapfhammer** thematisiert die Neigung von Umweltschützern aus den Industrienationen der nördlichen Hemisphäre, indigene Völker zu “Wächtern der Erde” oder “Bewahrern der Biodiversität” zu stilisieren. Er stellt anhand des Beispiels der Sataré-Mawé im Nordosten Brasiliens die vermeintliche Übereinstimmung in Frage, die von einem bestimmten Teil der westlichen Ökologiebewegung zwischen ihrer Philosophie einer klaren Begrenztheit von Wachstum und Ressourcen und der Mythopraxis indigener Völker konstruiert wird.

**Klaus Rummenhöllers** Thema ist die Unvereinbarkeit bestimmter westlicher Konzepte von Natur und Naturschutz, die Menschen und menschliche Nutzung grundsätzlich als Störfaktor betrachteten, mit den Interessen und der Lebensweise indigener Bevölkerungsgruppen. Er untersucht die Ausweisung des peruanischen Nationalparks Alto Purús, der die bislang größte zusammenhängende Fläche des peruanischen Tieflands unter Naturschutz stellt und damit gleichzeitig die auf dem Territorium lebenden indigenen Völker schützen soll. Dabei seien allerdings ausschließlich biologische und ökologische, nicht aber soziale und kulturelle Kriterien zugrunde gelegt worden. Ein solches Vorgehen missachte jedoch eklatant die Interessen der indigenen Bevölkerung und Rummenhöller fordert, der Schutz und die Bewahrung ihrer Rechte müssten dem Schutz der Biodiversität zumindest gleichgestellt werden.

Der Artikel von **Peter Schröder** analysiert die Schwierigkeiten und Hindernisse beim Zustandekommen und der Umsetzung von Programmen zur Demarkierung von indigenen Territorien in Brasilien. Obwohl Schröders Text – der Themenordnung der Tagung geschuldet – nach Rummenhöllers Artikel im Band steht, können seine Betrachtungen in Teilen als Grundlage zu Rummenhöller gelesen werden.

Schröder, der im Auftrag der FUNAI Indianerland der Fulni-ô identifizierte, legt den Akzent auf die Beschreibung des Konfliktfelds, in dem er sich als Ethnologe und Gutachter zwischen unterschiedlichen Interessengruppen auf lokaler Ebene bewegt. Interessengegensätze gibt es dabei nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der indigenen Bevölkerung, die sich teilweise mit dem Status quo bestens arrangiert hat. Schröders Anliegen ist es, zu zeigen, wie schwierig die Rolle eines Ethnologen im Spannungsfeld zwischen all diesen Ansprüchen ist, wo keiner der von der Landdemarkierung Betroffenen tatsächlich die “Wahrheitsfindung” im Auge hat, sondern alle nur den für sich größten Nutzen herausholen wollen.

**Gabriele Brandhuber** setzt sich mit der in der Praxis noch meist ungelösten Frage auseinander, wie ein für beide Seiten befriedigendes Verhältnis zwischen Forschern und beforschten Indigenen geschaffen werden könnte. So gibt es vor allem auf indigener Seite starke Ängste in Bezug auf die Verwendung des über und durch sie gewonnenen Wissens und es wird bemängelt, dass das in Forschungen gewonnene Wissen in den seltensten Fällen zu den Beforschten zurückfließt oder gar für sie verwendbar

gemacht wird. Als Ausgangspunkt dient Brandhuber dabei eine im brasilianischen Nordwestamazonien stattgefundene Konferenz. Dort wurde unter Beteiligung von indigenen Organisationen, sie unterstützenden NROs und Forschern ein Vertrag aufgesetzt, der dieses Verhältnis in Bezug auf Fragen wie intellektuelle Rechte, Mitsprache im Forschungsprozess oder Beteiligung an Einkünften musterhaft regeln soll.

Der Vortrag und die Diskussion machten deutlich, dass der besprochene Vertrag zwar ein wichtiger Schritt in Richtung auf die konkrete Umsetzung der Forderung nach einem gleichberechtigten Verhältnis zwischen Wissenschaftlern und von ihnen beforschten Indigenen ist, jedoch noch keineswegs alle offenen Fragen gelöst sind und hier weiterer Dialogbedarf besteht.

Auf die spezielle Problematik des Schutzes der intellektuellen Urheberrechte indigener Völker geht **Bernhard Wörrle** ein. Die 1992 auf der Rio-Konferenz beschlossene Konvention über biologische Vielfalt (CBD) sei das erste und einzige internationale Abkommen, das indigenem Wissen überhaupt einen rechtlichen Status zuschreibe und seine Erhaltung und seinen Schutz fordere. Sie weise gravierende Mängel auf und die notwendigen rechtlichen Verfahren für die Unterschutzstellung von Wissen seien für indigene Gemeinschaften viel zu teuer und aufwendig. Unabhängig davon gebe es jedoch noch einige sehr schwer zu lösende grundsätzliche Probleme wie die Frage nach der Urheberschaft bei über Staats- und ethnische Grenzen hinweg verbreiteten Kenntnissen, nach den jeweiligen Ansprechpartnern sowie den Entscheidungs- und Kompensationsberechtigten.

**Frank Semper** geht auf die Rechtslage indigener Völker in Kolumbien ein. Semper beleuchtet dabei vor allem Konflikte, die sich aus den Widersprüchen zwischen internationalen Menschenrechtsbestimmungen, dem nationalen Recht und den autochthonen Rechten der Indigenen ergeben.

Auch wenn Kolumbien seit Beginn der 1990er Jahre relativ konsequent versucht habe, die rechtlichen Bedingungen für indigene Völker zu verbessern und damit eine der fortschrittlichsten Gesetzgebungen in Lateinamerika erreicht habe, reichten die Veränderungen noch lange nicht aus. Die Verfassung von 1991 weise noch immer – u.a. in Landrechtsfragen oder in Bezug auf die Verfügungsgewalt über natürliche Ressourcen – erhebliche Lücken auf. Semper plädiert für ein einheitliches Konzept des Staates, in dem internationale Menschenrechtsstandards einerseits sowie die Autonomie und Selbstbestimmung der indigenen Völker andererseits stärker berücksichtigt werden, und für eine Stärkung der Instrumente des internationalen Rechts.

**Joachim Born** vergleicht in seinem Beitrag die Politik der Nachbarländer Chile und Argentinien in Bezug auf die Behandlung der autochthonen Sprachen am Beispiel des Mapuche. Während er die kulturellen Rechte der indigenen Bevölkerung zwar in der argentinischen Verfassung besser abgesichert sieht als in der chilenischen, hält er deren Umsetzung in konkrete Gesetze und ihre Verwirklichung für endgültig entscheidend. In Chile, wo die interkulturelle und zweisprachige Erziehung an den Schu-

len gut entwickelt sei, gebe es eine relativ hohe und fast konstante Zahl von Mapuche-Sprechern; in Argentinien dagegen sei sie eher rückläufig und das Mapuche werde dort zunehmend folklorisiert. Große Bedeutung misst Born dabei auch dem Prestige bei, das eine Sprache innerhalb der gesamten Gesellschaft genieße, und ob sie sich in irgendeiner Art und Weise in der Öffentlichkeit manifestieren könne. Born fordert eine stärkere Öffnung der spanischsprachigen Bevölkerung für die indigenen Sprachen, eine stärkere Partizipation der indigenen Bevölkerung an der Planung von indigenen Bildungsprogrammen sowie eine bessere Aufklärung über deren Ziele.

**Heiko Feser** kritisiert die Auffassung, Akkulturationsprozesse bei indigenen Völkern hätten notwendigerweise negative Konsequenzen für die Betroffenen. Als Beispiel dienen ihm dabei die erst in den sechziger Jahren kontaktierten Huaorani im ekuadorianischen Oriente, die seitdem wegen der Erdölfunde auf ihrem Gebiet von den unterschiedlichsten Gruppen, von Erdölgesellschaften über Missionare bis hin zu Naturschützern, heimgesucht worden seien. Sie verstünden es auf sehr geschickte Art und Weise, sich zugleich als schutzbedürftiges Naturvolk und wilde Krieger zu präsentieren und so die verschiedenen Akteure für sich einzunehmen und gleichzeitig gegeneinander auszuspielen. Sie hätten dabei einen beispielhaften Pragmatismus entwickelt, ein Optimum an Vorteilen für sich herausgeholt – sich einen “idealen Cocktail” zusammengestellt – von negativen Folgen könne keine Rede sein.

Der Beitrag von Feser löste eine heftige Debatte aus, in der sowohl Zweifel an seiner Darstellung als auch Zustimmung, vor allem in Bezug auf seine Kritik an einer grundsätzlich negativen Darstellung der Folgen von Akkulturationsprozessen, geäußert wurden.

Ein wesentlich kritischeres Bild der Situation bei den Huaorani zeichnet **Niels George**. Er schreibt seinen Text primär als Erfahrungsbericht seiner Tätigkeit sowohl als Mitarbeiter einer NGO sowie als unabhängig Forschender im Rahmen zweier Reisen. Der Text beschäftigt sich mit einer Verortung der Huaorani zwischen Umweltrecht, Ölfirmen und Eigeninteressen. Dabei wird durchgehend die eigene Position als Mitarbeiter einer NGO bzw. als Forscher mitreflektiert. George benennt die mit der Arbeit einhergehenden Rollenbilder und zeigt die daraus resultierenden Interaktionsmuster der beteiligten Personen auf.

In seiner Darstellung erscheinen die Huaorani dabei – im Gegensatz zu Feser – keineswegs als Meister ihres Schicksals, die den größtmöglichen Nutzen aus den um ihre Gunst konkurrierenden NGOs und Wirtschaftsunternehmen ziehen, sondern eher als zwischen den unterschiedlichsten Interessen und Verlockungen zerrissene Gesellschaft, deren Zukunft mehr als ungewiss ist. Gleichzeitig geht er darauf ein, wie sich im Rahmen des benannten Problemfeldes von Ölfirmen, Umweltrecht und Eigeninteressen ein ganzes Spektrum an NGOs organisiert, unter denen sich ein hierarchisches Verhältnis – im Sinn eines “Subunternehmertums” – entwickelt hat und die heftig miteinander konkurrieren.

**Markus Zander** befasst sich am Beispiel einer *comunidad nativa* in der Selva Central Perus mit der Frage, ob die Folgen einer stärkeren Annäherung indigener Gesellschaften an oder ihrer Integration in ihre jeweiligen Nationalgesellschaften notwendigerweise nachteilig für sie sein müssen.

Diese *comunidad* habe sich vorsichtig geöffnet und versuche, Migranten aus dem Hochland zu integrieren, um deren Wissen und Kontakte zu nutzen. Damit sei es den *comuneros* gelungen, die kommunale Infrastruktur auszubauen und das Niveau formaler Bildung stark zu erhöhen. Einige der *comuneros* hätten durch den engen Umgang mit Migranten neue, am Markt orientierte ökonomische Verhaltensweisen gelernt und verstanden es, nach den Maßstäben der nationalen Gesellschaft wirtschaftlich relativ erfolgreich zu agieren. Parallel dazu existierten traditionelle ökonomische Praktiken innerhalb der *comunidad* weiter. Schutzmechanismen verhinderten, dass die Kontrolle der *comuneros* über ihr Territorium oder die Angelegenheiten der *comunidad* verloren ginge. Damit ergebe sich allerdings auch eine immer stärkere ökonomische Differenzierung. Die Frage bleibt offen, welche Konsequenzen dies für die weitere Zukunft der *comunidad* haben wird.

**Karin Marita Naase** thematisiert die wirtschaftliche Förderung indigener Gruppen in Lateinamerika durch Projekte der Entwicklungszusammenarbeit. Sie gibt einen Überblick über die unterschiedliche Situation bei den indigenen Bevölkerungen des amazonischen Tieflands, des andinen Hochlands und Zentralamerikas. Dabei spricht sie die hauptsächlichen Probleme an, die in diesen Zusammenhängen auftauchen, wie z.B. die Veränderungen der jeweiligen Gesellschaften durch eine stärkere Integration in den Markt (s.a. die Beiträge von Feser, George und Zander).

Danach geht Naase, Bezug nehmend auf verschiedene vergleichende Untersuchungen, spezieller auf Projekte der Wirtschaftsförderung für indigene Bevölkerungsgruppen ein. Was die amazonischen Ethnien betreffe, so könnten hier aus verschiedenen Gründen nur sehr wenige Projekte im Nachhinein als erfolgreich bezeichnet werden. Abschließend gibt Naase einige Empfehlungen, wie den von ihr genannten Problemen in Zukunft besser begegnet werden könnte, wobei sie die Sicherung indigener Rechte als eine Grundvoraussetzung für eine den jeweiligen indigenen Gesellschaften und den Bedürfnissen ihrer Mitglieder angepasste Entwicklung sieht.

**Johannes Stahl** analysiert ausgehend von einer Feldforschung die wirtschaftlichen Strategien der Cavineños, einer indigenen Ethnie des bolivianischen Amazonas-tieflandes. Dazu verwendet er den *Sustainable Livelihood*-Ansatz, der bei den Haushalten ansetzt und weit über die Analyse von auf dem Markt durch Handel oder Lohnarbeit erzieltm Einkommen hinausgeht, indem er die Subsistenzproduktion sowie Strategien der Risikoverminderung auf verschiedenen Gebieten mit einbezieht. Stahl zeigt, dass eine Fokussierung auf Einkommen im herkömmlichen Sinn zu kurz greift, da sie wesentliche Elemente der Lebensabsicherung nicht erfasst. Der *Sustainable Livelihood*-Ansatz verspricht hier in seinen Augen ein tiefergehendes Verständnis der

Zusammenhänge. Chancen für eine wirtschaftliche Entwicklung der von ihm untersuchten Gemeinde sieht Stahl aber letztendlich vor allem in einer Legalisierung und Intensivierung des Holzeinschlags und der Vermarktung seiner Produkte – mit allen damit verbundenen Risiken.

Einen gänzlich anderen Zugang zur indigenen Gegenwart – nämlich über die Kunst – wählt **Mona Suhrbier**. Sie unternimmt die Interpretation einer Zeichnung des Mehinako-Künstlers Carlinho Eyucate aus Brasilien, die sich mit der Töpferkunst seiner Ethnie und ihrer Bedeutung auseinandersetzt. An diesem Beispiel entwickelt und diskutiert sie weitergehende Fragestellungen: Indigene Künstler – nicht nur aus Brasilien – bedienten sich zunehmend unterschiedlicher neuer Medien, in denen sie ihre Perspektiven auf die eigene Kultur und Gesellschaft zum Ausdruck brächten. Während aber Filme wie zum Beispiel die der Kayapo internationale Aufmerksamkeit und Anerkennung fänden, hätten es Künstler wie Eyucate wegen ihrer naturalistischen Darstellungsweise wesentlich schwerer – sehr schnell würden ihre Werke in die Ecke des Kunsthandwerks geschoben und ihnen „Authentizität“ und wirkliche Bedeutung abgesprochen. Dies hänge unter anderem damit zusammen, dass die in ihnen verwendete Symbolik für westliche Betrachter unverständlich sei und damit die in den Werken behandelten Inhalte nicht wahrgenommen würden. Suhrbier hofft, durch eine Übersetzung dieser Inhalte ein solches Verständnis fördern und damit auch die Anerkennung dieser Kunst als solche erreichen zu können.

Die HerausgeberInnen hoffen, dass dieser Band einen kleinen Beitrag zur Darstellung der aktuellen Debatte im deutschen Sprachraum leisten kann. Dabei bedauern wir, dass der zweite geplante Themenschwerpunkt – das Verhältnis zwischen Wissenschaftlern und Indigenen – sowohl bei den Beiträgen der Tagung als auch nun in diesem Band stark unterrepräsentiert war und ist. Das kann sicherlich nicht daran liegen, dass es hierzu nichts mehr zu sagen gäbe, auch wenn die Diskussion darüber – es seien beispielhaft die Themen intellektuelles Eigentum und Reziprozität genannt – schon länger andauert. Im Gegenteil, die Probleme sind nach wie vor aktuell und nur sehr wenige der bis heute diskutierten Vorschläge sind tatsächlich befriedigend umgesetzt worden. Vielleicht könnte hier eine neue Tagung ansetzen.